Eine Genealogie des Konstruktivismus in der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung

Ricarda Drüeke / Elisabeth Klaus / Martina Thiele

In den 1990er Jahren wurden der Konstruktivismus und seine verschiedenen Varianten sowohl in der Kommunikationswissenschaft als auch in der Geschlechterforschung heftig diskutiert. Inzwischen aber scheinen konstruktivistische Positionen weitgehend akzeptiert. Wir stellen verschiedene konstruktivistische Ansätze vor und unterscheiden dabei zwischen dem sozialen und dem interaktionistischen Konstruktivismus – Ansätzen, die ein handelndes Subjekt voraussetzen – sowie diskurstheoretischen und poststrukturalistischen Ansätzen, die kommunikative Handlungen gerade nicht als Ergebnis eines intentionalen Subjekts sehen. Ziel des Beitrags ist zu veranschaulichen, wie der Konstruktivismus bzw. die verschiedenen Konstruktivismen die Forschung zu Kommunikation, Medien und Geschlecht verändert haben und weiterhin verändern könnten.

Schlüsselwörter: Geschlechterforschung, Gender Studies, sozialer Konstruktivismus, Diskurstheorie, Poststrukturalismus, Fachentwicklung

1. Einleitung

Sozialer Wandel wirkt sich auch auf das Wissenschaftssystem aus, neue Fragestellungen und Probleme führen zu neuen Forschungsgebieten. Aus manchen dieser Forschungsgebiete werden akademische Disziplinen und eigenständige „Fächer". Sowohl die Kommunikations- und Medienwissenschaft als auch die Gender Studies[1], deren Etablierung an den Universitäten fast 50 Jahre auseinanderliegt, zählen zu den „jungen", erst im vergangenen Jahrhundert entstandenen Disziplinen. Was beide darüber hinaus verbindet, ist ihre Interdisziplinarität und die Vielzahl an Theorien und Methoden, derer sie sich bedienen. Eine dieser Theorien ist der *Konstruktivismus*, der sehr unterschiedliche Spielarten und Ausprägungen umfasst. Als Erkenntnistheorie hat er sowohl das Verständnis von Medien und Realität grundlegend verändert als auch zu einer präziseren Ausarbeitung der Kategorie Geschlecht geführt.

Die Gender Studies weisen bereits eine konstruktivistische Fundierung auf; sie sind ohne die Idee, dass Geschlecht vor allem eine soziale und kulturelle Konstruktion und nur sehr bedingt eine biologische Tatsache ist, nicht denkbar. Schon 1949 schrieb Simone de Beauvoir: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es" (de Beauvoir 1968: 265). Dieses doing gender, die Konstruiertheit der Kategorien *sex* und *gender* sowie die symbolische Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in und durch Medien sind auch für die sich im deutschsprachigen Raum seit den 1980er Jahren entwickelnde *kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung* zentral.

Den Ausgangspunkt unseres Beitrags bilden fachhistorische und erkenntnistheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Kommunikationswissenschaft, Geschlechterforschung und Konstruktivismus. Zeitlich setzen wir dabei Anfang der 1960er Jahre an und verfolgen die Entwicklungen zunächst bis in die 1990er Jahre, als der Konstrukti-

1 Gender Studies und Geschlechterforschung werden hier synonym verwendet; ebenso Gender Media Studies und kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung.

DOI: 10.5771/1615-634X-2017-2-219

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vismus und seine verschiedenen Varianten sowohl in der Kommunikationswissenschaft als auch in der Geschlechterforschung für Diskussionen sorgten. Daran anschließend stellen wir aktuelle konstruktivistische Ansätze vor und fragen nach ihrer Bedeutung für die kommunikationswissenschaftliche Forschung. Wir unterscheiden dabei zwischen dem sozialen und dem interaktionistischen Konstruktivismus – Ansätzen, die ein handelndes Subjekt voraussetzen – sowie diskurstheoretischen und poststrukturalistischen Ansätzen, die kommunikative Handlungen gerade nicht als Ergebnis eines intentionalen Subjekts sehen. Ziel des Beitrags ist zu veranschaulichen, wie der Konstruktivismus bzw. die verschiedenen Konstruktivismen die Forschung zu Kommunikation, Medien und Geschlecht verändert haben und in Zukunft verändern könnten.

2. Fachhistorische und erkenntnistheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Geschlechterforschung, Konstruktivismus und Kommunikationswissenschaft

Mit dem Aufkommen der Zweiten Frauenbewegung in den 1960er Jahren geriet auch das Wissenschaftssystem in den Fokus feministischer Kritik. Feminist_innen kritisierten es als ein von Männern dominiertes und geprägtes System, das Frauen ausschließt. Die Kritik an der *androzentrischen Wissenschaft* bezog sich grundsätzlich auf das Wissenschaftsverständnis, auf Werte und Normen, die sich etwa hinter der Forderung nach Objektivität und einer wertfreien Wissenschaft verbargen, sowie auf Erkenntnislogiken und Methoden. Feministische Wissenschaftler_innen entwickelten demgegenüber eine *feminist epistemology*, verwiesen auf Leerstellen, Einseitigkeiten und Fehlinterpretationen der Mainstream-Forschung und auf die *Situiertheit des Wissens* (*socially situated knowlegde*, vgl. Haraway 1988; Harding 1991). Erkenntnisgewinn, so die Vertreter_innen feministischer Standpunkttheorien (vgl. Hartsock 1983; Smith 1987; Harding 1991; für einen Überblick siehe Hekman 1997), ist abhängig von Machtverhältnissen und den aus ihnen resultierenden gesellschaftlichen Positionierungen. Tendenziell sei die Perspektive von marginalisierten Gruppen geeigneter, bestehende Verhältnisse angemessen zu erfassen. Sandra Harding (1991: 138ff.) plädierte in diesem Zusammenhang und in Abgrenzung zum üblichen Objektivitätsbegriff für „strong objectivity“: Wissenschaftler_innen sollten immer bedenken, inwieweit ihre Einstellungen und Überzeugungen die eigene Forschung beeinflussen, und sie sollten die Positionen, von denen aus sie Wissenschaft betreiben, offenlegen.

Konstruktivistische Ansätze, die auf Vielfalt und Wahrheits*suche* statt Wahrheitsverkündung setzen, sind in Ausführungen über die Unterschiede zwischen feministischer und androzentrischer Wissenschaft bereits erkennbar. Feministische Wissenschaft „…would not be elite and authoritarian, therefore, it would have to be accessible – physically and intellectually – to anyone interested. It would be humble and acknowledge that each new ‘truth’ is partial; that is, incomplete as well as culture-bound. Recognizing that different people have different experiences, cultures and identifications (therefore different perspectives, values, goals, and viewpoints), feminist science would aim for cultural diversity among its participants, so that through our diverse approaches we would light different facets of the realities that we attempt to understand“ (Bleier 1986: 16).

Diese theoretischen Debatten innerhalb der sich international entwickelnden Gender Studies erreichten die (west-)deutsche Kommunikationswissenschaft erst später und nachdem eine Phase der Veränderung und Konsolidierung eingeleitet war. Anfang der 1960er Jahre aber befand sich das Fach in einer schwierigen Situation. Ein wirklicher Neuanfang nach 1945 hatte nicht stattgefunden. Zu den personellen Problemen kamen fachliche. Der deutsche Wissenschaftsrat empfahl 1960, nicht in den Ausbau des Fachs

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zu investieren und das „Sondergebiet" Zeitungswissenschaft nur noch „an den Universitäten Berlin und München zu pflegen" (Wissenschaftsrat 1960: 91, zit. nach Groos 2001: 264; Bohrmann 1997: 57). Die existenzbedrohende Kritik des Wissenschaftsrates und die im Zuge der Entstehung neuer sozialer Bewegungen geforderte Demokratisierung der Hochschulen forcierte im Fach Um- und Neuorientierungen in vielen Bereichen, institutionell wie personell, theoretisch wie methodisch. Mit den Berufungen von Elisabeth Noelle-Neumann (Mainz), Henk Prakke (Münster) und Fritz Eberhard (Berlin), die sich für die Anwendung empirisch-analytischer anstelle deskriptiv-hermeneutischer Verfahren aussprachen, setzte eine Debatte ein über das Selbstverständnis der Publizistik, ihren Gegenstand und ihre Methoden (vgl. *Publizistik* Sonderheft 1995). Die Publizistik wurde zur Kommunikationswissenschaft und begann sich mehr als Sozialwissenschaft denn als Geisteswissenschaft zu begreifen. Doch spielten in der Selbstverständnisdebatte weder Fragen nach den Geschlechterverhältnissen im Fach eine Rolle, noch wurde über grundlegende wissenschafts- und erkenntnistheoretische Positionen gestritten, wie die nach dem Verhältnis von Kommunikation, Bewusstsein, sozialer Wirklichkeit und Geschlecht.

Erst mit der Internationalisierung und theoretischen Ausdifferenzierung des Fachs Kommunikationswissenschaft in den 1970er Jahren erlangten konstruktivistische Ansätze größere Aufmerksamkeit. Einflussreich war hier das Werk „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit" (Berger/Luckmann 1987 [1969]). Übernommen wurde diese Perspektive von Winfried Schulz in seinem vielzitierten Werk zur „Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien" (Schulz 1976). Siegfried J. Schmidt (1987) spitzte in „Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus" die Debatte zu. Schulz (1989) unterschied dann noch einmal grundlegend zwischen „ptolemäischer" und „kopernikanischer", bzw. „realistischer" und „konstruktivistischer" Forschung. Zu Beginn der 1990er Jahre setzte im Fach, befördert auch durch das Tübinger Funkkolleg und die DGPuK-Tagung in Bamberg 1991, eine intensive Diskussion konstruktivistischer Positionen ein, in deren Folge zahlreiche Publikationen erschienen. Inzwischen liegen Überblicksartikel vor, die die Diskussionen über den Konstruktivismus in der Kommunikations- und Medienwissenschaft nachzeichnen (vgl. Großmann 1999a, 1999b; Thiele 2008; Scholl 2011).

Zur „realistischen" Forschung zu zählen sind auch die ersten Studien, die sich mit „Frauenfragen" im Kontext von Medien und Kommunikation befassten. So die Küchenhoff-Studie von 1975, die „Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen" untersuchte, oder die Studie von Irene Neverla und Gerda Kanzleitner, in der es um Journalistinnen als „Frauen in einem Männerberuf" ging (vgl. Küchenhoff 1975; Neverla/Kanzleitner 1984). Mit der Unterscheidung zwischen *sex* als biologischem und *gender* als kulturellem Geschlecht (vgl. Stoller 1968) sowie der aus ihr resultierenden Analyse der sozialen Hervorbringung von Geschlechterdifferenzen diffundierten in den 1980er Jahren (sozial-)konstruktivistische Ideen in die Geschlechterforschung. Diese Unterscheidung wurde jedoch bald kritisiert, da ihr ein „heimlicher Biologismus" inhärent sei. Stattdessen verdienten der Prozess der Kategorisierung und Klassifikation sowie das *doing gender* mehr Beachtung. Candace West und Don Zimmermann (1987: 131f.) benutzten daher den Begriff *sex* im Sinne von Geburtsklassifikation, *sex-category* zur Verdeutlichung der sozialen Zuschreibungen von Geschlecht und *doing gender, um* die „unvermeidlichen", an sozialen Geschlechterzuschreibungen (*sex categories*) orientierten und Geschlecht erzeugenden situativen Praktiken zu thematisieren. Radikal und folgenreich stellte auch Judith Butler (1990) die Trennung zwischen *sex* und *gender* und die damit verbundene Vorstellung biologischer Eindeutigkeit

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in Frage. Die biologische Klassifizierung von „Mann“ und „Frau“ sei eine kulturelle bzw. diskursive Handlung, die Ausschlüsse produziere.

Wie das Beispiel der *sex/gender*-Unterscheidung zeigt, erschütterte der mit der poststrukturalistischen Wende einhergehende Paradigmenwechsel vermeintliche Gewissheiten. Gerade auch die traditionelle und sich als empirische Wissenschaft verstehende Kommunikationswissenschaft sah sich durch Konstruktivismus und Geschlechterforschung herausgefordert. Auf beide Denkrichtungen bzw. Formationen reagierten einige Fachvertreter_innen mit deutlicher Ablehnung und griffen dabei auf die üblichen Argumente in wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zurück, beispielsweise, dass es sich dabei „doch um nichts Neues, sondern längst Bekanntes“ handele oder diese Theorie „für die Praxis unbrauchbar sei“ (vgl. für einen Überblick über die Diskussion Thiele 2008: 20f.). Dabei übersahen die Kritiker_innen nicht selten die Vielfalt der Ansätze und Strömungen innerhalb der Geschlechterforschung und auch innerhalb des Konstruktivismus sowie die Querverbindungen zwischen beiden.

Einen ersten Überblick über die verschiedenen Zugänge zur kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung veröffentlichten Marie-Luise Angerer und Johanna Dorer (1994). Sie fassten die theoretischen Positionen unter *Standpunkttheorien* einerseits und *Poststrukturalismus/Postmodernismus* andererseits zusammen, stellten der *Frauen*forschung die *Gender*forschung gegenüber und verwiesen auf die verschiedenen politischen Strömungen innerhalb der feministischen Bewegung (vgl. Angerer/Dorer 1994). Elisabeth Klaus bezeichnete 1998 mit den Begriffen *Gleichheitsansatz*, *Differenzansatz* und *(De-)Konstruktivismus* drei sehr unterschiedliche, „realistische“ und „konstruktivistische“, Forschungsparadigmen innerhalb der Geschlechterforschung (vgl. Klaus 2005, zuerst 1998), wobei Konstruktivismus wie Dekonstruktivismus die Idee einer eindeutigen und unumstößlichen (Geschlechter-)Identität grundsätzlich in Frage stellen und das Festhalten an den gängigen Kategorien „Frau“ oder „Mann“, „weiblich“ oder „männlich“ problematisieren; ebenso wie die daraus resultierende „Heteronormativität“ und „Zwangsheterosexualität“, die auf der Verschränkung von *sex*, *gender* und Begehren beruhen. An diese Überlegungen anschließend hat sich die Queer Theory entwickelt.

Konstruktivistische Positionen waren in Beiträgen wie denen von Irene Neverla im *Funkkolleg Medien* (Neverla 1991) und im Tagungsband zu den *30. Mainzer Tagen der Fernsehkritik* (Neverla 1998) oder in der Studie von Andrea Prenner (1995) zur „Konstruktion von Männerrealität in den Nachrichtenmedien“ bereits erkennbar. Von Interesse war, wie „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ konstruiert und dekonstruiert werden (können) und welche Rolle Medien und Kommunikation dabei spielen; zudem, wie sich die dichotome und biologisch hergeleitete Geschlechterdifferenz hinterfragen lässt, ohne dabei in der Auseinandersetzung mit empirischen Phänomenen diese implizit zu reproduzieren. Regine Gildemeister brachte die (de-)konstruktivistische Perspektive auf die Formel, dass statt „Unterschieden“ „Prozesse der Unterscheidung“ (Gildemeister 2010: 141) in den Blick genommen werden müssen.

Zusätzlich zu den wissenschaftsinternen Theoriedebatten veränderte der rasante politische, mediale und technische Wandel in den 1990er Jahren das Fach Kommunikationswissenschaft. Bezogen auf Themen und Untersuchungsobjekte sowie theoretische und methodische Zugänge fanden Erweiterungen statt, erkennbar beispielsweise an einer Öffnung gegenüber der Medienwissenschaft und an der wachsenden Zahl der Fachgruppen innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK). Als erster Vorläufer der Fachgruppen hatte sich 1991 die „Arbeitsgruppe Frauenforschung“ innerhalb der DGPuK gegründet, aus der dann die Fach-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gruppe Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht hervorging (vgl. Klaus/Lünenborg 2011). Eine konstruktivistische Fundierung der Gender Media Studies wird heute in Abgrenzung von den früher dominanten essentialistischen Ansätzen allgemein anerkannt. Das hat zur Weiterentwicklung und Differenzierung (de-)konstruktivistischer Ansätze geführt, die wir im Folgenden vorstellen.

3. Sozialer und interaktionistischer Konstruktivismus

Die Begriffe *sozialer* und *interaktionistischer Konstruktivismus* werden heute beide in den Gender Media Studies verwendet, um darauf hinzuweisen, dass in sozialen Prozessen durch Interaktionen und Kommunikationen Realitäten erzeugt werden. Die sozialkonstruktivistische Perspektive wurde in den Gender Media Studies umfassend ausgearbeitet. Die Erkenntnis, dass Geschlecht eine durch und durch soziale Konstruktion ist, bildet die Basis der Gender Studies und der in dieser Teildisziplin vorgelegten kommunikationswissenschaftlichen Forschungen (vgl. Dorer/Klaus 2008). Die Konstruktionshypothese basiert dabei auf zwei Einsichten. Die erste ist mit dem Konzept des doing gender verknüpft, demzufolge Geschlecht kein feststehendes Identitätsmerkmal ist, etwas das Menschen *haben*, sondern etwas, das wir fortlaufend in unseren Interaktionen herstellen, ständig *tun* und *ausüben* (vgl. Hagemann-White 1984). Das geschieht auch mittels Medien und im Medienhandeln von Rezipient_innen und Kommunikator_innen. Die zweite Einsicht ist daran geknüpft, dass es sich bei der Herstellung von Geschlecht nicht nur um individuenbasierte Prozesse handelt, sondern um ein folgenreiches kulturelles Bedeutungssystem. Das symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit ist tief in den sozialen und kulturellen Traditionen verankert und hat die gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen bis heute geprägt. Lana Rakow hat diese doppelte Bedeutung der Herstellung eines binären Geschlechterregimes wie folgt zum Ausdruck gebracht: „Gender is both something we do and something we think with, both a set of social practices and a system of cultural meaning." (Rakow 1986: 19)

Damit wird deutlich, dass die Herstellung und Ausübung von Geschlecht im Alltag laufend und meist unbewusst geschieht. Dies wird in den Gender Studies im Rahmen sozialkonstruktivistischer und ethnomethodologischer Ansätze erforscht (vgl. Dorer/Klaus 2008: 8). Margreth Lünenborg und Tanja Maier haben jenen Zugang als „interaktionistischen Konstruktivismus" bezeichnet, den sie wie folgt definieren: „Der interaktionistische Konstruktivismus analysiert, wie Zweigeschlechtlichkeit in sozialen Praxen hergestellt wird. Er identifiziert Formen des doing gender, die dem sozialen und symbolischen Handeln eingeschrieben sind. Primär wird auf der Mikroebene der handelnden Subjekte empirisch untersucht, wie die symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit hergestellt, fortgeschrieben und herausgefordert wird." (Lünenborg/Maier 2013: 22)[2] Solche Formulierungen zeigen, dass die sozial-konstruktivistische Perspektive der Gender Studies handlungstheoretisch verortet ist und hierbei insbesondere an den Symbolischen Interaktionismus (vgl. Krotz 2008) und an Goffmans Rahmentheorie (2001) anschließt.

Zahlreiche Studien haben dem doing gender in den Medien nachgespürt: Eine Analyse der Berichterstattung über Frauen in Führungspositionen (Lünenborg/Röser 2012) hat gezeigt, dass Medien nicht nur, aber doch überwiegend traditionelle Geschlechter-

2 Davon unterscheidet sich Tilman Sutters (2009) Entwurf eines „interaktionistischen Konstruktivismus", der danach fragt, wie aus einer auf den radikalen Konstruktivismus Bezug nehmenden systemtheoretischen Perspektive Sozialisation und Subjektkonstitution untersucht werden können.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bilder verbreiten und auf Geschlechterstereotype zurückgreifen. Sie adressieren und positionieren ihre Rezipient_innen als „Männer“ oder „Frauen“ und liefern damit Material zum „performing identity“ und zum doing gender, das allerdings oft komplexer ausfällt, als es die Angebote selber nahelegen. Ute Bechdolf hat in ihrer Studie „Puzzling Gender“ (1999) herausgearbeitet, wie Jugendliche das Angebot an Musikvideos dazu nutzen, ihre geschlechtlichen Identitäten auszuhandeln. Weitere Genreanalysen zeigten, wie etwa Soap Operas (vgl. Klaus 2005: 303-348) und Reality TV (O'Connor 2007; Thomas 2010) Material für die Identitätsbildung von Rezipient_innen bereitstellen. Geschlechterdefinitionen und -positionierungen bestimmen auch auf der Ebene der Medienakteur_innen mit, welche Tätigkeit wie viel gilt und welche Karrieremöglichkeiten sich den Einzelnen eröffnen (vgl. Klaus/Wischermann 2013; Lünenborg 2008). In den journalistikwissenschaftlichen Gender Studies wurde die nach wie vor beobachtbare vertikale und horizontale Segregation (Neverla/Kanzleitner 1984) im Journalismus intensiv diskutiert.

Diese handlungstheoretischen Zugänge in den Gender Media Studies sind aber nicht auf die Kategorie Geschlecht beschränkt. Seit einiger Zeit nehmen kommunikationswissenschaftliche Studien deren Verschränkung mit weiteren Differenz- und Ungleichheitskategorien in den Blick und beziehen etwa Klasse/Schicht (Voglmayr 2012), Ethnizität (Lünenborg/Fritsche/Bach 2011) oder Alter (Thiele/Atteneder/Gruber 2013) in ihre Untersuchungen ein.

Die mikroanalytische Forschung erhellt, *durch welche* Angebote Medien *wie* Geschlechterbinaritäten reproduzieren, partiell auch neu konstruieren, und welche Auswirkungen das auf die Interaktionen von Medienakteur_innen hat. Ein Nachteil mikroanalytischer Forschung ist jedoch, dass „strukturelle Asymmetrien und die Stabilität des Systems der Zweigeschlechtlichkeit meist nicht erklärt werden können, da sich die Forschung stärker auf den individuellen Interaktionsprozess konzentriert und weniger auf die Effekte des ‚Doing Gender'“ (Dorer/Klaus 2008: 8).

Dass die institutionellen und strukturellen Mechanismen der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit oft unsichtbar bleiben, zeigt etwa die auf Bourdieu fußende Studie von Ulli Weish (2003), die empirisch bestätigt, wie u. a. die Norm der Konkurrenz im Journalismus Journalistinnen stärker behindert als ihre männlichen Kollegen (vgl. auch Schoon 2009). Andrea Prenner (1995) weist die „Konstruktion von Männerrealität“ in den Nachrichtenmedien nach und erweitert die Nachrichtenwerttheorie von Winfried Schulz um den Faktor Androzentrismus. Auch Überlegungen zu zentralen und selbstverständlich verwendeten Ordnungskategorien wie Unterhaltung und Information (Klaus 2008, zuerst 1996) oder Fakt und Fiktion (Klaus/Lünenborg 2002) zeigen, wie in Medienpraxis und Kommunikationswissenschaft durch vermeintlich neutrale Begrifflichkeiten Männlichkeit und Weiblichkeit konstruiert werden und dadurch bestimmte Genres und mit ihnen ihre Rezipient_innen auf- bzw. abgewertet werden.

Es bleibt weiterhin eine zentrale Frage der kommunikationswissenschaftlichen Forschung, wie solche „strukturellen und institutionellen Reproduktionsmechanismen von Differenz in den Blick genommen werden können“ (Klaus/Dorer 2008: 8). Eine mögliche Antwort darauf liefert der „social constructionism“, der mit dem Namen Kenneth J. Gergen (vgl. etwa 1982, 1991, 1999) verbunden ist. An diese Variante des sozialen Konstruktivismus anknüpfend hat Wolfgang Frindte (1995) seine „Deuteblume“ entwickelt und diese etwa zur empirischen Erklärung und Untersuchung von Fremdenfeindlichkeit genutzt (Frindte 1998). Dem Modell zufolge entstehen soziale und individuelle Konstruktionen durch das Ineinandergreifen von vier „Räumen“: Den *individuellen Sinnräumen* der einzelnen Menschen, dem *Interaktionsraum sozialer Konstruk-*

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tionen von Gruppen, dem *Bedeutungsraum sozialer Konstruktionen* von Deutegemeinschaften, die etwa durch kollektive Erinnerungen vermittelt sind, sowie schließlich dem *Möglichkeitsraum sozialer Konstruktionen*, der die gesamtgesellschaftlich vorhandenen Angebote zur Wirklichkeitskonstruktion umfasst.

Damit wird in diesem Modell die mikroanalytische Ebene ergänzt um die zu Mythen, Normen, Wissen geronnenen Interaktionen, die als solche in den laufenden Interaktionen der Menschen empirisch gar nicht mehr nachweisbar sind, weil die sozialen Akteur_innen diese kulturellen Kontexte als selbstverständlich voraussetzen. Nicht nur durch die Verwendung des Raumbegriffs ist eine solche Konzeption anschlussfähig an relationale Raumtheorien, die von Genderforscherinnen in die Kommunikationswissenschaft eingebracht wurden. Bezugnehmend auf die Cultural Studies hat Brigitte Hipfl (2004) anlässlich einer Jahrestagung der Fachgruppe „Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht" 2001 das Konzept medialer Identitätsräume vorgestellt. Dieses fand u. a. in einer Bildanalyse von Kopftuch und Schleier tragenden Frauen in österreichischen Medien Verwendung (Klaus/Drüeke/Kirchhoff 2012). Politische Kommunikationsräume im Internet hat Ricarda Drüeke (2013) untersucht, wobei sie an Martina Löws (2001) Raumkonzeption anknüpft, für die Raum in der „Wechselwirkung zwischen Handeln und Strukturen" (Löw 2001: 152f.) konstituiert wird und soziale, materielle und symbolische Aspekte aufweist.

Frindtes Modell – wie auch die relationalen Raumtheorien oder Bourdieus Habitus- und Feldtheorie – ermöglicht eine Erweiterung der interaktionistischen Forschung über mikroanalytische Studien hinaus, weil es Schlüsse auf institutionelle und strukturelle Reproduktionsbedingungen von Geschlechterdifferenz erlaubt, das Beharrungsvermögen der symbolischen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit zu erklären hilft und zugleich den Forschungsfokus über die Geschlechterkategorie hinaus erweitert. Diese Variante des sozialen Konstruktivismus hält wichtige Erkenntnisse für die Kommunikationswissenschaft allgemein bereit, da Medien in die Konstituierung der verschiedenen Räume maßgeblich involviert sind. Die Medien liefern Material und Instrumente für die Gestaltung individueller Sinnräume, sind Verhandlungsgegenstand und Mittlerinnen im Interaktionsraum sozialer Konstruktionen und zentral für die Ausgestaltung von Bedeutungsräumen. Die immer bestehende Differenz zwischen dem Bedeutungs- und dem Möglichkeitsraum sozialer Konstruktionen sagt zugleich viel über hegemoniale Deutungsangebote aus, darüber, welches „Wissen" legitimiert wird, welche Deutungen sich durchsetzen und welche unbeachtet bleiben. Hier zeigen sich Schnittpunkte zu den Cultural Studies und ihren Analysen zur kulturellen Bedeutungsproduktion von und mittels Medien. Damit liefert Frindtes Modell macht- und medienkritische Anstöße, wie sie nicht nur die Gender Studies, sondern alle kritischen Medien- und Kommunikationstheorien benötigen, wollen sie auch empirisch arbeiten.

Zugleich bleiben alle Varianten des sozialen Konstruktivismus, auch solche, die es erlauben, neben der mikroanalytischen Perspektive zusätzlich institutionelle und strukturelle Prozesse der Konstruktion von Realität in den Blick zu nehmen, an handelnde Subjekte gebunden. Im Poststrukturalismus ist diese Subjektgebundenheit als Ausgangspunkt der Erkenntnis gerade auch mit Blick auf Geschlechterkonstruktionen kritisiert worden. Zwar legen die besprochenen Erweiterungen des sozialen Konstruktivismus eine textuelle Konstruktion von Wirklichkeit nahe, deren Realisierung bleibt aber stets an die Interaktionen von Individuen geknüpft. Für die diskurstheoretischen und dekonstruktivistischen Ansätze wird diese diskursive Beschaffenheit der sozialen Welt für ihre spezifische Konzeptionierung gesellschaftlicher und kultureller Konstruktionen

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zentral. Die damit vollzogene Abwendung vom Subjekt hat besonders nachhaltig in den kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies gewirkt.

4. Dekonstruktivismus: Diskurstheoretische und poststrukturalistische Ansätze

Unter die dekonstruktivistischen Ansätze fassen wir jene theoretischen Positionierungen, die von sprach- und diskurstheoretischen Überlegungen ausgehen. Sie unterscheiden sich vom sozialen und interaktionistischen Konstruktivismus vor allem durch ein anderes Verständnis von Konstruktion. Konstruktion verweist in der Perspektive der dekonstruktivistischen Ansätze auf die diskursive Verfasstheit von sozialen Strukturen, Handeln und Identitätskonstruktionen sowie den daraus folgenden symbolischen Ordnungen von Geschlecht. Dekonstruktion ist vor allem eine Methode, um die Bedeutungen, die durch (Medien-)Diskurse fixiert werden, als unabgeschlossen zu betrachten und ihre Bruchstellen aufzuzeigen. Wir beziehen uns auf diskurstheoretische und poststrukturalistische Ansätze als die beiden zentralen theoretischen Ausdifferenzierungen des Dekonstruktivismus. Beide Varianten ähneln sich in ihrer Genese und den zentralen Begriffen, und sie teilen die wichtigsten Kritikpunkte an den subjektgebundenen konstruktivistischen Positionen. Margreth Lünenborg und Tanja Maier (2013: 22) behandeln deshalb beide Ansätze in ihrer Einführung in die „Gender Media Studies“ unter dem Begriff des „diskurstheoretischen Dekonstruktivismus“; wir sprechen im Folgenden von *dekonstruktivistischen Ansätzen*. Im Weiteren stellen wir die Genese dieser Ansätze vor und diskutieren anschließend ihre grundsätzlichen Prämissen bezüglich Geschlecht, Subjekt und Identität in Hinblick auf deren Bedeutung für die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung.

Die diskurstheoretischen und poststrukturalistischen Ansätze nehmen vor allem Bezug auf die Erkenntnisse der Sprach- und Zeichentheorie. Denn, so die Grundannahme Jacques Derridas (1983), gerade Sprache und Zeichen beschränken unsere Denk- und Handlungspraxen. Sprache materialisiert sich demzufolge in Diskursen, die sowohl Identitätskonstruktionen als auch Subjektpositionen mitbestimmen. Erst die Dekonstruktion solcher „unthematisierten“ Voraussetzungen hebt den relationalen und prozesshaften Charakter von Sprache und Bedeutung hervor. Mit dem Begriff der „différance“ macht Derrida auf die Ungenauigkeiten von Bedeutungszuschreibungen aufmerksam. Dekonstruktion weist dann vor allem auf die Unabgeschlossenheit jener Bedeutungen hin, die einem Text entnommen werden können und die zugleich Effekte haben und in bedeutungsgenerierende Prozesse eingebunden sind. Dekonstruktivismus bezieht sich demgegenüber auf die Theoreme, die neu entstehen können, und auf theoretische Wiederaneignungen von Begriffen (vgl. Derrida 1997: 25-28). Damit knüpfen dekonstruktivistische Ansätze einerseits an den sozialen und interaktionistischen Konstruktivismus an, stellen jedoch die textuelle Dekonstruktion von Wirklichkeit in den Mittelpunkt.

In der Geschlechterforschung wurden diese Ausführungen durchaus ambivalent aufgenommen und kontrovers diskutiert. Die Debatte zwischen den der Kritischen Theorie nahestehenden Wissenschaftler_innen und postmodernen Theoretiker_innen über den zugrunde gelegten Konstruktionsbegriff verdeutlicht die Differenzen (vgl. Pühl et al. 2004: 15). In den Auseinandersetzungen um „Postmoderne und Feminismus“ – etwa zwischen Judith Butler und Seyla Benhabib in „Der Streit um Differenz“ (Benhabib et al. 1993) – wurde die Postmoderne (und darunter werden die dekonstruktivistischen Ansätze zumeist gefasst) vor allem wegen ihres Subjektbegriffs kritisiert. Ein Infragestellen des Subjekts und „normativer Letztbegründungen“, so Benhabib, sei nicht mit feministischer Theorie und Praxis vereinbar (Benhabib 1995: 236; vgl. auch Villa 2008:

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

211). Weiter wurde die Vorstellung einer interaktionistischen, an das Subjekt gebundenen „Realitätskonstruktion" verteidigt, da andernfalls die alltägliche situierte Praxis von Menschen übersehen würde (vgl. Gildemeister 2010: 184). Demgegenüber steht die Auffassung des Dekonstruktivismus, dass erst eine (radikale) Dekonstruktion von normativen Begriffen zum Erkennen von Dualismen führe und somit Ausgeschlossenes zum Ausdruck bringen könne. Bedeutungen sind nicht ein für alle Mal fixiert und Normen lassen sich „veruneindeutigen" (Engel 2007: 296).

Die dekonstruktivistischen Ansätze beziehen sich auf Michel Foucaults Diskurs- und Machtanalyse. In Sprache sowie Wissensbeständen und damit auch in Medien- und Kommunikationsprozessen ist Macht als immanente Komponente enthalten, d. h. sie wird nicht von außen ausgeübt und an uns herangetragen, sondern ist stets Teil unseres Handelns. Dominante Wirklichkeitskonstruktionen sind damit immer auch Ergebnis von Machtverhältnissen. Ähnlich argumentiert Jacques Derrida (1983), der in der Dekonstruktion „herrschender Diskurse" Möglichkeiten sieht, auch alternative Wirklichkeitskonstruktionen zum Vorschein zu bringen. Der Diskursbegriff ist deshalb für dekonstruktivistische Ansätze zentral. Diskurse schaffen nach Michel Foucault (2001) soziale Wirklichkeit und bestimmte Wissensformationen, die mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen einhergehen. Auch Identitäten – wie männlich und weiblich – sind diskursiv erzeugt und demnach nicht unveränderbar, sondern artikulieren sich in „Differenzen in, durch und mit anderen Kategorien sozialer Schließung" (Wartenpfuhl 2000: 147). Machtverhältnisse führen allerdings dazu, dass bestimmte Subjektpositionen gegenüber anderen dominieren.

Insbesondere die Arbeiten von Judith Butler haben die Gender Studies tiefgreifend verändert, weil Butler (1995) die lange Zeit in der Geschlechterforschung geläufige Trennung von *gender* und *sex* hinterfragt hat. Jene Trennung, so Butler, habe letztlich die Vorstellung bestätigt, dass es eine biologische Essenz gäbe, die das heteronormative Geschlechterverhältnis begründet. Nach Butler ist aber auch *sex* als eine normative Kategorie nicht vom Genderdiskurs zu trennen. Sie ist damit ein Teil jener regulierenden Praxen, die eben auch Materialität und biologische „Tatsachen" erzeugen. Denn die Subjekt-Werdung führt zu einer Identifizierung mit einem *sex* und der Verwerfung des anderen.

In der Einleitung von „Körper von Gewicht" (1997) hat sich Butler mit der frühen Kritik an der radikalen Infragestellung des Geschlechts im Dekonstruktivismus und seiner umfassenden Bestimmung als diskursive Konstruktion auseinandergesetzt. Deutlich wird darin auch die Abgrenzung vom sozialen Konstruktivismus. Butler stellt heraus, dass *sex* eben nicht als „vordiskursiv" angesehen werden kann, da es einem Subjekt nicht möglich ist, sein Geschlecht durch Handeln hervorzubringen, da es kein „ich" außerhalb der Konstruktion von *sex/gender* gibt (ebd.: 28). In dieser Konstruktion werden kulturelle und gesellschaftliche Hegemonien und Privilegien fortgeschrieben und dominante, als „normal" angesehene, Subjektivitäten erzeugt. Die Subjekt-Werdung ist demnach kein einseitiger Vorgang. Der Diskurs konstruiert nicht das Subjekt, sondern vielmehr konstituiert sich das Subjekt mittels (und damit auch innerhalb der Grenzen) des Diskurses (vgl. Butler 1997: 31). Butler prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der „heteronormativen Matrix", der auf die Verwobenheit von *sex*, *gender* und Begehren aufmerksam macht – eine gesellschaftlich herrschende Logik, die zugleich Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zur Norm erklärt.

Ein wichtiger Begriff in diesem Zusammenhang ist der der Performativität. Nach Butler (1997: 22) ist Performativität „die (sich) ständig wiederholende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkung erzeugt, die er benennt". Auch Diskurse können performativ

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sein, materialisieren sich aber im Laufe der Zeit. Mit einer dekonstruktivistischen Perspektive können die diesen Prozessen zugrunde liegenden Muster, Symbole und Diskurse sichtbar gemacht werden. Gerade queere Repräsentationen und Praxen können dann, so Engel (2007: 296f.), als „produktive Irritationen“ dienen, um Geschlecht und Sexualität nicht lediglich auf hierarchische Geschlechterdifferenzen und Heteronormativität zu reduzieren.

Mit der Aufnahme der diskurstheoretischen und poststrukturalistischen Ansätze in die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung ist die Dekonstruktion von heteronormativen, die Geschlechterbinarität bestätigenden (Medien-)Diskursen ein zentraler Dreh- und Angelpunkt dieses Forschungsbereichs geworden. Allerdings sind die poststrukturalistischen und diskurstheoretischen Ansätze nicht primär empirisch angelegt, sondern auf theoretische Erkenntnisse ausgerichtet. Sie nehmen vor allem die Verflechtungen von Medien, Sprache und Bildern in den Blick und fragen nach den Bedingungen ihrer Entstehung und den sich daraus ableitenden dominanten Identitätskonstruktionen. Dies ermöglicht zu analysieren, wie in Medien- und Kommunikationsprozessen durch bestimmte Konstruktionen männlich und weiblich codiertes Verhalten vorgegeben wird. Medientexte und -bilder produzieren und reproduzieren spezifische Diskurse und bestimmen darüber mit, welche Wissensformationen zirkulieren. Ihre Analyse gibt dann Aufschlüsse darüber, welches Wissen über Geschlecht, über (scheinbare) Normalitäten als „Wahrheit“ konstruiert wird. Damit ermöglicht der Dekonstruktivismus, zeit- und kulturgebundene Prozesse des Entstehens und Werdens von Geschlechterdiskursen in, durch und mit Medien offenzulegen (vgl. Lünenborg/Maier 2013: 31).

Weiter lassen sich Medientexte als performative Sprechakte kennzeichnen, die das, was sie äußern, zugleich erzeugen. Dies ist insbesondere im Hinblick auf die Konstruktionen von Geschlecht etwa in Serien, im Reality TV oder in der Printberichterstattung von Bedeutung. In Medientexten wird Geschlecht durch eine sich ständig wiederholende Praxis hergestellt und seine Materialität durch Heterosexualität eingegrenzt; diese Konstruktionen rahmen und begrenzen dann die Handlungsmöglichkeiten der Akteur_innen. Butler (1995) betont, dass erst durch die Entprivilegierung und Destabilisierung von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit festgeschriebene Kategorien in Frage gestellt werden können. Dabei geht es vor allem darum aufzuzeigen, dass vermeintlich eindeutige Begriffe wie Geschlecht oder Heterosexualität stets mehrdeutig bleiben und in ihren Effekten auch instabil sein können. Mit Hilfe von Diskursanalysen, wie sie u. a. Siegfried Jäger (2012) aufbauend auf Foucault vorgeschlagen hat, lassen sich dann herrschende Diskurse etwa über Geschlechterdualismen untersuchen, aber zugleich weitere Konstruktionen sichtbar machen, wie Monika Bernold (2011) anhand von Whiteness im Film als eine unmarkierte Privilegierung herausgearbeitet hat.

Mit der Verankerung des Dekonstruktivismus in der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung finden auch Körper und körperliche Praktiken in und durch Medien stärker Beachtung. Durch die Darstellung von „illegitimen Körpern“ (Butler 1997: 40) in medialen Körperinszenierungen – wie beispielsweise von Dragqueens und Transpersonen – können Einschreibungen über „intelligible Körper“ analysiert werden. In aktuellen Reality TV-Formaten werden zwar teilweise weitere Identitäts- und Subjektpositionen angeboten – beispielsweise wurde in einer Folge von *Frauentausch* eine „Transen-WG“ als queere Subkultur vorgestellt – jedoch zeichnen sich diese Formate vor allem durch eine Stabilisierung tradierter Geschlechterrollen aus (vgl. Bleicher 2013). Auch Tanja Maier (2007) kommt in ihrer Analyse der Darstellung von Homosexualität in der Serie *Lindenstraße* zu dem Schluss, dass dadurch vor allem

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

heteronormative Vorstellungen reproduziert werden. Gleichwohl gilt: Auch wenn in Medientexten zumeist Zweigeschlechtlichkeit hergestellt wird, so gibt es doch in Teilen Verschiebungen, wie etwa die Beiträge in dem von Tanja Thomas et al. (2011) herausgegebenen Sammelband zeigen. Partiell lassen sich Verunsicherungen konventionalisierter Geschlechterarrangements finden, etwa in der US-amerikanischen Serie *Buffy*, deren Hauptfigur in Bezug auf Geschlechternormen sowohl subversiv als auch affirmativ agiert (vgl. Köver 2011). Dekonstruktivistisch vorzugehen bedeutet in der Forschung vor allem, jene performativen Akte aufzudecken, die *sex*, *gender* und Begehren als kohärente Ordnung herstellen (vgl. Maier 2015). Zugleich eröffnet diese Perspektive die Möglichkeit, für bestimmte Formate, etwa populär-kulturelle Angebote, nachzuvollziehen, wie diese als Teil eines Wissensregimes „an der (Re)Produktion hegemonialer Vorstellungen über gesellschaftliche Ordnungen (…) mitwirken" (Thomas 2012: 215).

Ein weiteres Konzept, das für die dekonstruktivistische Medienforschung bedeutend ist, ist das sogenannte „Queer Reading", eine dekonstruktive Lektürepraxis, die Eve Kosofsky Sedgwick vorgeschlagen hat (vgl. Maier 2015: 55). Auch das Handeln von Medienfiguren, die nicht offensichtlich queer sind, kann auf weitere Bedeutungsebenen hin untersucht werden. Judith Jack Halberstam (2005) unterzieht den Film *Bride of Chucky* einer solchen queeren Lesart und arbeitet heraus, wie zwar am Ende des Films wiederum Heteronormativität hergestellt wird, sich in weiten Teilen jedoch Formen eines „queer-embodiment" und eine „queerness" der Hauptfigur finden. Auf der Rezeptionsseite kann darüber hinaus gefragt werden, wie Subjekte in Identifizierungsprozessen materialisierte Normen annehmen oder zurückweisen. Johanna Dorer (2002: 64) unterscheidet dabei zwischen „diskursimmanenten" Lesarten und „an den Grenzen des Diskurses lokalisierter Bedeutungsproduktion", die das Handeln der Rezipierenden rahmen. So finden sich beispielsweise im Bereich der Fan-Fiction queere Lesarten und eine performative Verstörung der Geschlechterordnungen, wie Uta Scheer (2002: 121) anhand der Diskussionen von Zuschauer_innen über die Hauptfigur Kathryn Janeway der Serie *Raumschiff Enterprise* zeigt.

Die dekonstruktivistischen Ansätze bringen neue Perspektiven in die Analyse von Medientexten und dem Verhalten von Rezipient_innen ein und können so als Reflexionsfolie für all jene Studien dienen, die den Zusammenhang von Medien, Kommunikation und Geschlecht untersuchen. Sie ermöglichen damit, verschiedene Genres, wie Reality TV oder Serien, und deren Rezipient_innen auch dahingehend zu analysieren, wie diese an der gesellschaftlichen Zirkulation von Geschlechter-Wissen beteiligt sind. Neue Forschungsperspektiven und die damit stets verknüpften methodischen und inhaltlichen Herausforderungen eröffnen sich aber nicht nur für die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung, sondern die Kommunikationswissenschaft insgesamt, wie wir im Fazit kurz ausführen.

5. Fazit

Konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze sind für die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung grundlegend. Die Gender Media Studies stellen damit eine der ganz wenigen Teildisziplinen der Kommunikationswissenschaft dar, die per se konstruktivistisch fundiert sind. Zwar wird Geschlecht weiterhin in Studien untersucht, die eher einer realistischen Epistemologie folgen, doch bleibt die Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht eine der zentralen theoretischen Grundlagen kommunikationswissenschaftlicher Forschung zu Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht. Verglichen mit anderen Forschungsfeldern der Kommunikationswissenschaft sind die Gender Media Studies deutlich aufgeschlossener gegenüber dekonstruktivistischen Ansät-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zen, die anderswo in ihrer ganzen Tragweite bislang nur wenig Niederschlag gefunden haben. Spuren davon finden sich in Teilbereichen der visuellen und linguistisch orientierten Kommunikationsforschung und dort z. B. in Diskursanalysen, etwa zu den Themenbereichen „Medien und Krieg“ oder „Inklusion und Exklusion“.

Die diskurstheoretischen und poststrukturalistischen Perspektiven bieten die Möglichkeit, Prozesse der Bedeutungsproduktion in den Blick zu nehmen sowie vermeintliche Normalitäten und Gewissheiten immer wieder zu hinterfragen. Das ist für die Frage nach den Effekten von Medien- und Kommunikationsprozessen von hoher Relevanz. Ihre empirische Anwendung ist allerdings komplex, da es fast unmöglich ist, Geschlecht als soziales und diskursives Konstrukt zu operationalisieren, ohne dieses zugleich wieder festzuschreiben, gehen doch Operationalisierungen stets mit Kategorisierungen einher. Das hat in den Gender Studies zu einer Debatte geführt, wie antikategoriale Forschung und Wissenschaft aussehen könnte (vgl. Lorey 2010), wie z. B. verschiedene Arten von medial konstruierten Stereotypen untersucht werden können, ohne sie damit zugleich zu reproduzieren (vgl. Thiele 2015: 390). Mittlerweile hat sich als eine Möglichkeit, beides zu verbinden – die theoretische Dekonstruktion der Geschlechterkategorie und die empirische Erforschung der sehr realen, medialen Wirkungen des symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit und der heteronormativen Matrix – der sogenannte strategische Essentialismus herauskristallisiert. Dabei wird in der Forschung auf die Geschlechterbinarität zurückgegriffen, aber gleichzeitig auf die diskursive Verfasstheit von Männlichkeit und Weiblichkeit verwiesen und diese reflektierend mitbedacht. Die Fragen, die gegenüber der Kategorie Geschlecht aufgeworfen wurden und auf deren soziale und diskursive Konstruiertheit verweisen, sind auch für zahlreiche andere Kategorien, mit denen sich die Kommunikationswissenschaft beschäftigt, von großer Relevanz.

Die Gender Studies haben die mit den verschiedenen Varianten des Konstruktivismus verbundenen epistemologischen und methodologische Fragen nicht etwa ausgeklammert, sondern als Herausforderung angenommen und auch kontrovers diskutiert. Sie waren Ausgangspunkt einer *feminist epistemology*, die Dualismen und Essentialisierungen von Differenz grundsätzlich kritisiert. Damit verbunden ist die Aufforderung an die Kommunikationswissenschaft zur kontinuierlichen Selbstreflexion ihrer Begriffe und Forschungsergebnisse und an die Wissenschaftler_innen zur Offenlegung des Standpunkts, von dem aus sie Aussagen treffen.

Die sozialkonstruktivistisch und dekonstruktivistisch fundierte kommunikationswisssenschaftliche Geschlechterforschung hat Anlass zu Studien gegeben, die den Objektbereich der Gender Media Studies weit überschreiten. Sie ist deswegen für die Kommunikationswissenschaft insgesamt von großer Bedeutung, weil sie nicht nur auf die soziale und diskursive Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht hingewiesen hat, sondern – etwa bei der Konzeptionierung von medialen Identitätsräumen oder im Zuge der Intersektionalitätsforschung – weitere mit Geschlecht verbundene Inklusions- und Exklusionsmechanismen in den Blick genommen hat. Die Auseinandersetzung mit der Frage, wie Differenz- und Ungleichheitskategorien in ihrer Verwobenheit und in ihren Auswirkungen auf Medien, Kommunikation und Öffentlichkeit untersucht werden können, scheint für alle Forschungsbereiche des Faches angesichts der global und national größer werdenden sozialen Klüfte dringend geboten.

Literatur

Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (1994): Auf dem Weg zu einer feministischen Medien- und Kommunikationstheorie. In: dies. (Hg.): Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empiri-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sche Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller, S. 8-23.
Beauvoir, Simone de (1968): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Bechdolf, Ute (1999): Puzzling Gender. Re- und De-Konstruktionen von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
Benhabib, Seyla (1995): Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Frankfurt am Main: Fischer.
Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1987 [1969]): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner. Übersetzt von Monika Plessner. Frankfurt am Main: Fischer.
Bernold, Monika (2011): Black Angels? Performing Whiteness und Gender im Film. Kritische Lektüren zu den Metropolenfilmen *Paris is Burning* und *Himmel über Berlin*. In: Ellmeier, Andrea/Ingrisch, Doris/Walkensteiner-Preschl, Claudia (Hg.): Gender Performances. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 161-180.
Bleicher, Joan Kristin (2013): Alte Rollenbilder im Neuen Fernsehen. Aspekte der Genderperformanz in Reality-Formaten. In: Loist, Skadi/Kannengießer, Sigrid/Bleicher, Joan Kristin (Hg.): Sexy Media? Gender/Queertheoretische Analysen in den Medien- und Kommunikationswissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 47-68.
Bleier, Ruth (1986): Introduction. In: dies. (Hg.): Feminist Approaches to Science. New York: Pergamon Press, S. 1-17.
Bohrmann, Hans (1997): Zur Geschichte des Fachs Kommunikationswissenschaft seit 1945. In: Mast, Claudia/Fünfgeld, Hermann (Hg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 51-67.
Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. New York u.a.: Routledge.
Butler, Judith (1995): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Derrida, Jacques (1983): Grammatologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Derrida, Jacques (1997): Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismem. Berlin: Merve.
Dorer, Johanna (2002): Diskurs, Medien und Identität. Neue Perspektiven in der feministischen Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hg.): Feministische Medien- und Kommunikationswissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 53-78.
Dorer, Johanna/Klaus, Elisabeth (2008): Feministische Theorie in der Kommunikationswissenschaft. In: Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden: VS, S. 91-112.
Drüeke, Ricarda (2013): Politische Kommunikationsräume im Internet. Zum Verhältnis von Raum und Öffentlichkeit. Bielefeld: transcript.
Engel, Antke (2007): Entschiedene Interventionen in der Unentschiedenheit. Von queerer Identitätskritik zur VerUneindeutigung als Methode. In: Hark, Sabine (Hg.): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS, S. 285-304.
Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
Frindte, Wolfgang (1995): Radikaler Konstruktivismus und Social Constructivism. Sozialpsychologische Folgen und die empirische Rekonstruktion eines Gespenstes. In: Fischer, Hans Rudi (Hg.): Die Wirklichkeit des Konstruktivismus. Zur Auseinandersetzung um ein neues Paradigma. Heidelberg: Carl Auer, S. 107-118.
Frindte, Wolfgang (1998): „Deutschland den Deutschen"? Wenn Einheimische die Fremden nicht verstehen wollen... Online unter: http://www.hagalil.com/deutschland/rechts/jena/jena0.htm [20.03.2016].

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gergen, Kenneth J. (1982): Toward Transformation in Social Knowledge. New York: Springer.
Gergen, Kenneth J. (1991): The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life. New York: Basic.
Gergen, Kenneth J. (1999): An Invitation to Social Construction. London: Sage. Übersetzung (2002): Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktionismus. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe von Hans Westmeyer. Stuttgart: Kohlhammer.
Gildemeister, Regine (2010): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. 3. erw. u. durchgesehene Aufl. Unter Mitarbeit von Barbara Budrich, Ilse Lenz, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller und Sabine Schäfer. Wiesbaden: VS, S. 137-145.
Goffman, Erving (2001): Das Arrangement der Geschlechter. In: ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main: Campus. S. 105-158. (Englische Originalausgabe 1977).
Groos, Peter (2001): Vision oder Zwangslage? Fritz Eberhards Position in der akademischen Publizistik an der Freien Universität Berlin. In: Sösemann, Bernd (Hg.): Fritz Eberhard: Rückblicke auf Biographie und Werk. Stuttgart: Steiner, S. 257-271.
Großmann, Brit (1999a): Der Einfluß des Radikalen Konstruktivismus auf die Kommunikationswissenschaft. In: Rusch, Gebhard/Schmidt, Siegfried J. (Hg.): Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 14-51.
Großmann, Brit (1999b): Medienrezeption. Bestehende Ansätze und eine konstruktivistische Alternative. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – Männlich? Opladen: Leske + Budrich.
Halberstam, Judith Jack (2005): Bride of Chucky und der Horror der Heteronormativität. In: Köhne, Julia/Kuschke, Ralph/Meteling, Arno (Hg.): Splatter Movies. Essays zum modernen Horrorfilm. Berlin: Bertz und Fischer, S. 120-132.
Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies, 14. Jg., H. 3, S. 575-599.
Harding, Sandra (1991): Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives. Ithaca, New York: Cornell University Press.
Hartsock, Nancy (1983): The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism. In: Harding, Sandra/Hintikka, Merrill (Hg.): Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology and Philosophy of Science. Dordrecht: D. Reidel, S. 283-310.
Hekman, Susan (1997): Truth and Method: Feminist Standpoint Theory Revisited. In: Signs, Journal of Women in Culture and Society, 22. Jg., H. 2, S. 341-365.
Hipfl, Brigitte (2004): Mediale Identitätsräume. Skizzen zu einem „spatial turn“ in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. In: Hipfl, Brigitte/Klaus, Elisabeth/Scheer, Uta (Hg.): Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Bielefeld: transcript, S. 17-52.
Jäger, Siegfried (2012): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast-Verlag.
Klaus, Elisabeth (1998): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Klaus, Elisabeth (2005): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. 2. korrigierte und aktualisierte Aufl. Münster/Hamburg: LIT.
Klaus, Elisabeth (2008): Der Gegensatz von Information ist Desinformation, der Gegensatz von Unterhaltung ist Langeweile. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte/Köpl, Regina (Hg.): Medien – Politik – Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung. Wiesbaden: VS, S. 51-64. (gekürzter Nachdruck aus: Rundfunk und Fernsehen, 44. Jg., H. 3, S. 402-417).
Klaus, Elisabeth/Drüeke, Ricarda/Kirchhoff, Susanne (2012): Mediale Identitätsräume: Bilder von verschleierten Frauen in der österreichischen Presse. In: Hausbacher, Eva/Klaus, Elisabeth/Poole, Ralph J./Brandl, Ulrike/Schmutzhart, Ingrid (Hg.): Migration und Geschlechterverhältnisse. Kann die Migrantin sprechen? Wiesbaden: VS, S. 213-230.
Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margreth (2002): Journalismus: Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeiten schaffen. In: Neverla, Irene/Grittmann, Elke/Pater, Monika (Hg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz: UVK, S. 100-113.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margreth (2011): Zwanzig Jahre Gender- und Queertheorien in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ein Zwischenruf / 20 Years of Gender and Queer Theories in German Communication and Media Studies. An Interjection. In: SCM Studies in Communication/Media, 1. Jg., H. 1, S. 95-118.

Klaus, Elisabeth/Wischermann, Ulla (2013): Journalistinnen. Eine Geschichte in Biografien und Texten 1848-1990. Berlin/Münster/Wien/Zürich/London: LIT (= Reihe Journalismus: Theorie und Praxis, Bd. 18).

Köver, Chris (2011): Mythisches Girlie, sexy Retterin. Buffys Heldinnen-Performance als narrativer Drag. In: Thomas, Tanja/Hobuß, Steffi/Hennig, Irina/Kruse, Merle (Hg.): Dekonstruktion und Evidenz: Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach/Taunus: U. Helmer. S. 66-89.

Krotz, Friedrich (2008): Handlungstheorien und Symbolischer Interaktionismus als Grundlage kommunikationswissenschaftlicher Forschung. In: Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden: VS, S. 29-47.

Küchenhoff, Erich (1975): Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen. Eine empirische Untersuchung einer Forschungsgruppe der Universität Münster. Stuttgart u. a.: Kohlhammer. (= Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit; 34).

Lorey, Isabell (2010): Konstituierende Kritik. Die Kunst, den Kategorien zu entgehen. In: Mennel, Birgit/Nowotny, Stefan/Raunig, Gerald (Hg.): Kunst der Kritik. Wien: Turia + Kant, S. 47-64.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lünenborg, Margreth (2008): Die Aufmacher – Geschlechterverhältnisse im Politikressort. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte/Köpl, Regina (Hg.): Medien – Politik – Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung. Wiesbaden: VS, S. 155-171.

Lünenborg, Margreth/Fritsche, Katharina/Bach, Annika (2011): Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption. Bielefeld: transcript.

Lünenborg, Margreth/Maier, Tanja (2013): Gender Media Studies. Eine Einführung. Konstanz: UVK/UTB.

Lünenborg, Margreth/Röser, Jutta (Hg.) (2012): Ungleich mächtig. Das Gendering von Führungspersonen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft und in der Medienkommunikation. Bielefeld: transcript.

Maier, Tanja (2007): Gender und Fernsehen. Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft. Bielefeld: transcript.

Maier, Tanja (2015): Feminismus, Gender und Queer. In: Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich/Lingenberg, Swantje/Wimmer, Jeffrey (Hg.): Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS, S. 49-58.

Neverla, Irene (1991): Männerwelten – Frauenwelten. Wirklichkeitsmodelle, Geschlechterrollen, Chancenverteilung. In: Funkkolleg Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit. Studienbrief 7. Hrsg. vom Deutschen Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen. Weinheim/Basel: Beltz, S. 11-38.

Neverla, Irene (1998): TeleVisionen. Zur Dekonstruktion der Geschlechterrollen. In: Hall, Peter Christian/Skopalik, Dagmar (Hg.): WeibsBilder und TeleVisionen. Frauen und Fernsehen. Mainz: o. V. (= Dokumentation der Diskussionen und Vorträge während der 30. Mainzer Tage der Fernsehkritik 1997), S. 297-311.

Neverla, Irene/Kanzleitner, Gerda (1984): Journalistinnen. Frauen in einem Männerberuf. Frankfurt am Main: Campus.

O'Connor, Barbara (2007): *Big Brother* meets the Celtic Tiger? Reality TV, Cultural Values and Identities. In: Horgan, John/O'Connor, Barbara/Sheehan, Helena (Hg.): Mapping Irish Media: Critical Explorations. Dublin: University College Dublin Press, S. 189-203.

Prenner, Andrea (1995): Die Konstruktion von Männerrealität in den Nachrichtenmedien. Eine theoretisch-empirische Untersuchung anhand eines Beispiels. Bochum: Brockmeyer.

Publizistik-Sonderdruck (1995) zum 40jährigen Bestehen 1956-1995 der Zeitschrift mit Beiträgen von Emil Dovifat: Publizistik als Wissenschaft. Herkunft – Wesen – Aufgabe; Fritz Eberhard: Thesen zur Publizistikwissenschaft; Günter Kieslich: Zum Selbstverständnis der Publizistik-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wissenschaft; Gerhard Maletzke: Integration – eine gesellschaftliche Funktion der Massenkommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Pühl, Katharina/Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja (2004): Einführung. In: Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja/Pühl, Katharina (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt am Main/New York: Campus. S. 11-30.
Rakow, Lana F. (1986): Rethinking Gender Research in Communication. In: Journal of Communication, 36. Jg., H. 4, S. 11-26.
Scheer, Uta (2002): Neue Geschlechterwelten? Eine Analyse der Star-Trek-Serien „Deep Space Nine“ und „Voyager“. Münster: Lit.
Schmidt, Siegfried J. (Hg.) (1987): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Scholl, Armin (2011): Konstruktivismus in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Pörksen, Bernhard (Hg.): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS, S. 443-462.
Schoon, Wiebke (2009): Gendering im Berufsfeld Journalismus: Ein Überblick über Empirie und Theorie sowie die Integration der Sozialtheorie Pierre Bourdieus. Münster: LIT.
Schulz, Winfried (1976): Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freiburg/München: Karl Alber.
Schulz, Winfried (1989): Massenmedien und Realität. Die „ptolemäische“ und die „kopernikanische“ Auffassung. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 30, S. 135-149.
Smith, Dorothy (1987): The Everyday World as Problematic: A Feminist Sociology. Toronto, Ont.: University of Toronto Press.
Stoller, Robert (1968): Sex and Gender: On the Development of Masculinity and Femininity. New York: Science House.
Sutter, Tilmann (2009): Interaktionistischer Konstruktivismus. Zur Systemtheorie der Sozialisation. Wiesbaden: VS.
Thiele, Martina (2008): Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft – Außenseiter- oder Mainstreamposition? In: Medien & Zeit, 23. Jg., H. 4, S. 18-27.
Thiele, Martina (2015): Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes. Bielefeld: transcript.
Thiele, Martina/Atteneder, Helena/Gruber, Laura (2013): Neue Altersstereotype. Das Diskriminierungspotenzial medialer Repräsentationen „junger Alter“. In: Hoffmann, Dagmar/Schwender, Clemens/Reißmann, Wolfgang (Hg.): Screening Age: Medienbilder – Stereotype – Altersdiskriminierung. München: Kopaed, S. 41-55.
Thomas, Tanja (2010): Wissensordnung im Alltag: Offerten eines populären Genres. In: Röser, Jutta/Thomas, Tanja/Peil, Corinna (Hg.): Alltag in den Medien – Medien im Alltag. Wiesbaden: VS, S. 25-47.
Thomas, Tanja (2012): Zwischen Konformität und Widerständigkeit: Populärkultur als Vergesellschaftungsmodus. In: Villa, Paula-Irene/Jäckel, Julia/Pfeiffer, Zara S./Sanitter, Nadine/Steckert, Ralf (Hg.): Banale Kämpfe. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Geschlechterverhältnisse in der Populärkultur. Wiesbaden: VS, S. 211-228.
Thomas, Tanja/Hobuß, Steffi/Hennig, Irina/Kruse, Merle (2011) (Hg.): Dekonstruktion und Evidenz: Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach/Taunus: U. Helmer.
Villa, Paula-Irene (2008): Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS, S. 119-229.
Voglmayr, Irmtraud (2012): Mediale Inszenierung prekärer Lebenswelten – am Beispiel von „In der Schuldenfalle“. In: kommunikation.medien, eJournal des Fachbereichs Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg.
Wartenpfuhl, Birgit (2000): Dekonstruktion von Geschlechtsidentität – Transversale Differenzen. Eine theoretisch-systematische Grundlegung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weish, Ulrike (2003): Konkurrenz in Kommunikationsberufen. Kooperationsstrukturen und Wettbewerbsmuster im österreichischen Journalismus. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
West, Candace/Zimmermann, Don (1987): Doing Gender. In: Gender & Society, 1. Jg., H. 2, S. 125-151.

Wie gelingen politische Online-Diskussionen im Zeitalter von Hate Speech?

Politische Diskurse online
Einflussfaktoren auf die Qualität der kollektiven Meinungsbildung in internetgestützten Beteiligungsverfahren
Von Dr. Alma Kolleck
2017, 312 S., brosch., 64,– €
ISBN 978-3-8487-3734-5
eISBN 978-3-8452-8047-9
(Politische Kommunikation und demokratische Öffentlichkeit, Bd. 14)
nomos-shop.de/28793

Wie gelingen politische Diskussionen im Internet? Dieses Buch zeigt anhand von drei deutschen e-Partizipationsverfahren, wie informierte und respektvolle politische Meinungsbildung im Netz gelingen kann – wie nicht.

Nomos eLibrary Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter: www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer

Nomos

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-219 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -